



ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

Aushändigung der Ordenszeichen durch die Kanzlerin
CHRISTIANE NÜSSLEIN-VOLHARD an

CLAUDIO MAGRIS

bei der Öffentlichen Sitzung im Großen Saal des Konzerthauses,
Berlin, am 31. Mai 2015

PETER VON MATT sprach die Laudatio auf CLAUDIO MAGRIS

Claudio Magris gehört zu den wenigen Literaturwissenschaftlern, die schon mit ihrer Dissertation zur Legende wurden. Walter Benjamin war einer von diesen, ein anderer war Peter Szondi. Das Buch von Magris handelte vom habsburgischen Mythos in der österreichischen Literatur, und die Sprengkraft steckte bereits in diesem Titelwort: »der habsburgische Mythos«. Plötzlich war damit etwas auf den Begriff gebracht, was alle Leser von Musil und Joseph Roth, Stefan Zweig und Karl Kraus, Schnitzler und Hofmannsthal so gut kannten. Es war ihnen dort begegnet als ein gewaltiges Raunen und Rühmen und Schelten und Klagen über die untergegangene österreichisch-ungarische Monarchie. Aber noch hatte niemand diesem imaginären Raum den Stempel einer kollektiven mythologischen Konstruktion aufgedrückt. Claudio Magris tat es als junger Wissenschaftler und veränderte damit das kulturgeschichtliche Bewußtsein.

Magris ist Italiener, und er stammt aus Triest, der Hafenstadt, die noch vor hundert Jahren österreichisch war und das prachtvolle Wien mit den Weltmeeren verknüpfte. Als Triestiner ist Magris selbst ein Stück Weltgeschichte, wie Günter Grass als Danziger, wie Enzensberger als Nürnberger. Wo ein blendender Kopf Geschichte und Politik von Kind auf in Knochen und Nerven erlebt, entsteht ein unbestechlicher Blick und das Wissen, daß die Geschichte nicht die

Summe alles Vergangenen ist, sondern die immer neue Leistung jeder Epoche. Geschichte zu schreiben setzt eine Vision voraus, so wie auch der Porträtmaler eine Vision haben muß von dem Gesicht, das er malen soll, obwohl er es unmittelbar vor sich sieht.

Claudio Magris' Visionen entspringen aus der Erfahrung der Grenze. Er ist ein Italiener, der sein Land liebt und sich darüber Sorgen macht, der als öffentlicher Intellektueller warnt und streitet und der doch nicht vergessen hat, daß er als Triestiner und Friauler auch noch aus dem alten Habsburgerreich stammt. Und da Friaul, italienisch Friuli, auf den Namen Caesars zurückgeht – Forum Julii hieß es einst –, ist er auch noch ein alter Römer. Man sieht es ihm an.

Dieses Profil, diese Stirn mit der senkrechten Sorgenfalte kennt man von den Porträtbüsten römischer Amtsträger.

Wer im 20. Jahrhundert in Triest gelebt hat, weiß, was Grenzen sind: Sie sind die willkürlichsten und doch schicksalhaftesten Einrichtungen der Zivilisation. Grenzen stiften Identität, und das ist gut, sie stiften aber auch Ideologien, und das ist weniger gut. Kaum sind die Grenzen gezogen, entzünden sich an ihnen die Kriege. Claudio Magris' berühmtestes Buch: »Donau. Biographie eines Flusses« erforscht die naturhafte Wirklichkeit eines Stromes im politischen und kulturellen Gefüge der Grenzen, die er passiert. Das Buch war in den 80er Jahren ein europäisches Ereignis. Europa von der Donau her zu lesen unterlief alle die Zwänge, denen wir ausgeliefert waren, seit wir Europa nur noch vom Eisernen Vorhang her verstehen konnten, einer der brutalsten Grenzen in der Geschichte des Kontinents. Den Verblendungen, die diese Grenze bewirkte, hielt Magris die Einheit einer Kultur entgegen, die auf den Vorgaben der Natur und der menschlichen Schöpferkraft beruht.

Das ausgreifende Lebenswerk dieses Mannes, der Wissenschaftler, Erzähler und Übersetzer ist, ein Humanist und ein kombattanter politischer Kopf, nährt sich sowohl aus dem Raum seines Herkommens als auch aus dem Raum der italienischen und deutschen Literatur. Nicht nur sein Donau-Buch, er selbst ist ein europäisches Ereignis.

CLAUDIO MAGRIS dankte mit folgenden Worten:

Herr Bundespräsident,
Frau Kanzlerin,
liebe Kolleginnen und Kollegen des Ordens,

– ich geniere mich ein wenig, Euch schon jetzt als Kollegen anzusprechen, aber ich muß mich daran gewöhnen – die Kunst des Dankes, der Dankworte ist schwierig, weil sie mehr oder weniger eine Bilanz impliziert und jede Bilanz auf ein deficit hinweist und eine so großzügige Laudatio wie die von Peter von Matt dementiert.

Als vor Jahren die legendäre französische Zeitschrift »La Quinzaine littéraire«, von dem großen Maurice Nadeau geleitet, einige Schriftsteller um die Beantwortung der Frage: »Für wen halten Sie sich?« bat, ziemlich verlegen konnte ich darauf nur antworten, daß ich mich »nicht halte« und auch nie versucht habe, mich zu halten oder ein Bild von mir zu fassen. Wie Jean Pauls Professor Quintus Fixlein könnte ich mich vielleicht mehr als »... ein schwacher Schattenriß und Nachstich meines eigenen Ichs, ein Figurant und Kurator absentis desselben« beschreiben.

Heute wird mir in meiner zweiten Heimat eine große Anerkennung zuteil. Eine solche Würdigung kann man nur dann annehmen, wenn man sich bewußt ist, daß sie nicht nur uns betrifft, sondern all diejenigen, die, indem sie ihr Leben mit uns geteilt oder auch nur für einen kurzen und doch unauslöschlichen Moment unser Leben gekreuzt haben, uns ein Fenster auf die Welt und auf uns selbst geöffnet haben, uns schließlich vieles über das Leben gelehrt haben. Alles, was wir vollbringen konnten, schulden wir auch ihnen. Gregor der Große soll einmal gesagt haben, daß er ohne seine Mitbrüder viele wesentliche Dinge über das Leben nie verstanden hätte, und wenn dies von einem großen Papst gesagt wurde, dann können auch wir dies mit gutem Gewissen sagen. Natürlich wer kein Papst ist, denkt mit Dankbarkeit nicht nur an seine Brüder, sondern auch an seine Schwestern.

Die Bezeichnung von dem Kurator absentis hat vielleicht auch irgendwie mit Triest zu tun, der Stadt, in der ich geboren bin, mit all ihrer zweideutigen Pluralität. So wie für Robert Musil der Österreicher ein Österreich-Ungar abzüglich des Ungarn war, d. h. das Resultat einer Subtraktion, so glaube ich, daß es auch für einen Triestiner einfacher zu sagen ist, was er nicht ist oder was er nicht zu sein glaubt.

Für mich ist Triest schlichtweg grundlegend gewesen, vor allem für die Erfahrung der Grenze. Als ich ein kleiner Junge war, kurz nach

dem Ende des Zweiten Weltkriegs, war die Grenze keine gewöhnliche, sondern der Eisenerne Vorhang. Eine unüberwindliche, unnahbare Grenze, ganz in der Nähe der Stadt. Deswegen die Bezeichnung von Triest als Klein-Berlin. Hinter dieser Grenze lag eine gleichermaßen fremde wie vertraute Welt. Einerseits das Reich Stalins, das Unheimliche par excellence. Andererseits kannte ich diese Gebiete sehr gut, weil sie bis zum Kriegsende zu Italien gehört hatten und dann jugoslawisch geworden waren, als Titos Jugoslawien noch zum Ostblock gehörte. Ich glaube, daß diese Übereinstimmung zwischen Vertrautem und Unheimlichem grundlegend für die Literatur ist. Denn bei ihr handelt es sich oftmals um eine Reise vom Bekannten zum Unbekannten, von einem Bekannten, das sich in plötzlicher und beunruhigender Weise zu einer Ferne oder Fremdheit enthüllen kann, darin man sich gleichwohl – durchaus überraschend – zu Hause fühlt.

Italien ist für mich in erster Linie auch Turin. Vor allem in den Jahren meiner Studienzeit war Turin das Gegenteil von Triest: Während die Bevölkerung in Triest schrumpfte, verdoppelte Turin seine Einwohnerzahl infolge der dramatischen Zuwanderung von Migranten aus Süditalien, ähnlich wie heute aus Afrika. Turin, ein wenig Detroit und auch ein wenig Leningrad, war die Wiege des Sozialismus in Italien, des linken Liberalismus, der großen Industriekonzentration, des Kommunismus, des Antifaschismus, des Widerstands und, in späteren Jahren, des Protests. Turin war auch die Hauptstadt der italienischen Germanistik gewesen. Vielleicht weil sich in Turin – der modernen Stadt der Halbinsel, sagte Gramsci – jenes große Fragezeichen ermessen ließ, das die Moderne gestellt hatte und das keine andere Kultur und Literatur tiefer als die deutsche ergründet hatte: das große Fragezeichen, ob das Individuum in Beziehung zu einer immer zusammenhangloser, komplexer und unpersönlicher werdenden Wirklichkeit seine Persönlichkeit behaupten und entwickeln kann oder ob es sich einer Amputation des vielfältigen Reichtums seiner Person und seiner Bedürfnisse aussetzen muß, um sich nützlich in das große Getriebe einzufügen. Das ist die Frage, die der »Bildungsroman« stellt, mitsamt den großen Antworten der deutschsprachigen Literatur –, von Goethe und Novalis bis ins 20. Jahrhundert – die wie keine andere um das schwierige Verhältnis zwischen dem Ich und der Welt weiß.

Ich habe von Triest und Turin gesprochen, aber daneben sind auch andere Städte nicht minder wichtig für meine Biographie: Freiburg, wo ich studiert und gelebt habe (das Wirtshaus »Der goldene Anker«, wo ich wohnte, ist eine der wichtigsten Akademien meines Lebens);

München, wo ich gelehrt, gewohnt und publiziert habe; schließlich Berlin, Grenze der Grenze und das Herz, das lange Zeit außerhalb des zugehörigen Körpers pulsierte, wie auf einem Seziertisch der Geschichte. Seit meinen Jugendjahren, vielleicht sogar schon seit meiner Kindheit, ist Deutschland meine zweite Heimat. Ich bin ein Italiener auch als Schriftsteller, meine Syntax, das heißt meine Art, die Welt zu betrachten und zu konstruieren, ist mit der italienischen Sprache verbunden. Meine Kultur vielleicht aber ist eher deutsch. Aus der deutschen Kultur entstehen die Kategorien des Denkens, die mir helfen, die Realität zu verstehen, in deutschen Liedern habe ich eine Heimat der Gefühle gefunden. Schon in der Mittelschule habe ich deutsche Zeitungen gelesen, die ein unvergeßlicher Lehrer, der die Shoah überlebt hatte, uns Kindern zusammen mit Luthers Briefen zu lesen gab (so habe ich auch saftige Schimpfworte sehr früh gelernt, Luthers Beschimpfungen gegen Heinrich VIII.). Wichtig war und ist für mich auch der rheinische Kapitalismus, den ich immer noch als Bollwerk gegen den zerstörerischen weltweiten Finanzwahnsinn ansehe; »deutsch« sind schließlich manche Gewohnheiten und Gepflogenheiten, mit denen ich mich in Deutschland tatsächlich zu Hause fühle, mit der ganzen Freiheit und zugleich der kleinen Angst, die man ähnlich wie eine Fußballmannschaft beim Heimspiel verspürt.

Tout se tient. Peter von Matt bin ich aus vielen Gründen dankbar, und nicht erst seitdem ich heute seine großherzige Laudatio gehört habe, die mich tief berührt hat. Es ist nicht nur die Bewunderung für seine Schriften. Ich spreche mehr noch mit Dankbarkeit von seinem Einfluß auf mich und meine Arbeit. Ich müßte viele seiner Bücher zitieren, die mein noch im Verborgenen schlummerndes Interesse geweckt haben und die mich Autoren und Texte verstehen ließen, die alsdann grundlegend für meine Arbeit und mein Leben wurden. Aus Zeitgründen nenne ich hier nur einen Titel: *Die Augen des Automaten*, dieses Meisterwerk, das mir die Augen für das Verständnis E. T. A. Hoffmanns geöffnet hat, für mich ein zentraler Bezugspunkt meiner Forschung und meiner Weltsicht, auch meines »nächtlichen« Schreibens. Aber wenigstens *Verkommene Söhne, mißratene Töchter* soll ich erwähnen, dieses geniale Buch voller Überraschungen, das nicht nur der Literatur, sondern auch unserem Dasein neue Perspektiven eröffnet.

Warum schreibt man? Aus vielen Gründen – aus Liebe, aus Angst, aus Protest, um sich von der Unmöglichkeit, zu leben, abzulenken, um die Leere zu beschwören oder um den Sinn des Lebens zu finden. Manchmal, um eine Ordnung zu schaffen, manchmal aber auch, um

eine vorgefundene Ordnung zu zerstören, um jemanden zu verteidigen oder jemanden anzuprangern, um gegen das Vergessen anzukämpfen – im womöglich pathoserfüllten, aber gewaltigen und leidenschaftlichen Verlangen, die Dinge und vor allem die Gesichter, die man liebt, vor der Auslöschung, vor dem Tod zu bewahren und zu retten. Schreiben ist immer auch der Versuch, eine Arche Noah zu bauen, um zu retten, was man liebt, um jede Form des Lebens zu retten. Die Gefahr, daß dieses zerbröckelnde Schiff versinken wird, ist groß. Aber seit heute ist dieses Ordenszeichen eine Fahne von meinem kleinen prekären Schiff. Danke.